

Tanjev Schultz

Big Brother ist überall

Die zweifelhafte Freiheit, sich von den Medien gefangen nehmen zu lassen

Für *Big Brother*, die *reality soap* von RTL 2, haben sich Menschen in einen kameraüberwachten Wohncontainer locken lassen, um eine schnelle Mark zu machen und über Nacht zum Star zu werden. Alle konnten im Internet und im Fernseher verfolgen, wie sie sich wuschen, zankten, liebten. Wenn Medienwächter und Politiker vor dem neuen Format warnen und ein wenig die Muskeln spielen lassen, während auf der anderen Seite Millionen Zuschauer unbeirrt in den Kult einstimmen, zeugt das von wechselseitiger Befremdung. Dazu haben unglückliche Polarisierungen beigetragen. In der Schlagwortdebatte ist der Eindruck entstanden, als müssten Niveau und Würde gegen Schmuddelmedien ohne Schamgrenzen oder aber Freiheit gegen Bevormundung und ein harmloses Spiel gegen uncoole Spielverderber verteidigt werden. Würde und Freiheit sind hehre, aber auch sehr komplizierte Konzepte. Deshalb darf man mit ihnen nicht leichtfertig um sich werfen. Wenn sich am Ende nur ein pauschaler Kulturpessimismus bzw. ein unerträglicher Paternalismus und ein unkritischer Hurra-Libertarismus gegenüberstehen, nimmt die Medienkultur einen großen Schaden.

-

Die Freiheit der Bewohner von Big Brother

Die Bewohner des *Big Brother*-Hauses haben in eine Gefangenschaft eingewilligt, in der sie rund um die Uhr gefilmt wurden. Als die Produzenten ihnen auf Druck der Landesmedienanstalten zumindest eine überwachungsfreie Stunde am Tag zu-

billigten, reagierten die Bewohner mit Spott und Unverständnis. Sie haben freilich vergessen, dass der Schutz der Privatsphäre ein hohes Gut ist, das erkämpft werden musste. Wenn sie auf diesen Schutz verzichten, weil ihnen dadurch Vorteile winken, löst dies bei anderen verständlicherweise Verbitterung aus. Immerhin ist *Big Brother* ein markantes Beispiel für die viel beschworene Tendenz, die Grenzen zwischen Öffentlichem und Privatem zu verwischen und sie nunmehr auf dem Markt zu handeln. Der laxer Umgang, den Zeitgenossen mit ihrem Intimleben an den Tag legen, indem sie es ans Licht der Öffentlichkeit zerren, lässt sich in vielen Variationen nachweisen. *Daily talks*, Erotikshows und *reality soaps* im Fernsehen, *webcams* im Internet und lauthals geführte Handy-Krisengespräche in der U-Bahn stellen Alltagsmenschen bloß, offenbar ohne dass sie darin auch nur eine Peinlichkeit entdecken können. Man mag das als einen Verfall der Sitten deuten. Man kann aber auch vermuten, dass es sich um die nicht zwangsläufig gefährliche Konsequenz einer Erfolgsgeschichte von der Etablierung und dem Schutz der Privatsphäre handelt. Für eine solche Dialektik gibt es Parallelen, zum Beispiel im relativen Erfolg der Frauenbewegung. Sie hat das Auftreten selbstbewusster *girlies* erst möglich gemacht, die nun auf die eigene Frechheit statt auf die alte Bewegung setzen und mit „Emanzen“ partout nichts zu tun haben möchten.

Kamen nicht auch die Teilnehmer von *Big Brother* gut allein zurecht? Haben mündige Bürger etwa nicht die Freiheit, im Rahmen einer Show ihre Privatsphäre zurückzustellen? – Oft wurde behauptet, es handle sich ohnehin nur um ein Spiel. Doch das ist erstens Unsinn und zweitens kein gutes Argument. Es ist Unsinn, weil es die Dimensionen des Seriellen herunterspielt. Fußball ist gewiss ein Spiel, aber die Bundesliga ist auch ein gewaltiges Geschäft und ein öffentliches Ereignis. Genauso verhält es sich mit *Big Brother*. Und selbst wenn es bloß ein Spiel wäre, hieße das noch lange nicht, dass es harmlos ist. Wer sich im privaten Fußballspiel unter Freunden verletzt, hat echte Schmerzen; wer sich beim Russisch-Roulette erschießt, ist tot. In unserer Gesellschaft sind allerdings viele Spiele und öffentliche Ereignisse erlaubt und sogar geachtet, die schon auf den ersten Blick weitaus gefährlicher für ihre Teilnehmer sind als *Big Brother*. Extremsportarten sind mit hohen Risiken für die Aktiven und unter Umständen hohen Kosten für die Allgemeinheit verbunden (wenn beispielsweise Verunglückte zu retten sind). Beim Boxen schlagen sich die Kontrahenten sogar bewusst bewusstlos und dennoch ist bislang niemand ernsthaft auf die Idee gekommen, diesen Sport oder seine öffentliche Präsentation zu verbieten, wie abstoßend und kulturlos man die Angelegenheit auch findet. Verbote sind in einem liberalen Rechtsstaat das letzte Mittel. Was nicht verboten wird, ist noch lange nicht moralisch einwandfrei. Das gilt erst recht für Medienprodukte, deren leichtfertige Zensur niemand wünscht.

Die Landesmedienanstalten haben *Big Brother* vorgeworfen, durch die Verbindung von Kamera und Regie ein „durch nichts begründbares Maß an Manipulation erreicht und aus Menschen Mittel zum Zweck“ gemacht zu haben (ALM 2000: S.10). Man sollte sich hüten, den impliziten Rückgriff auf die Kantische Moral-

lehre zu belächeln. Medienmacher könnten von Kant mehr lernen als von der neuesten Quoten-Statistik. Vielleicht würde es schon reichen, wenn sie sich fragten, ob sie wollen können, dass ihre eigene Tochter oder ihr eigener Sohn in den Sendungen auftreten, die sie produzieren. Wie dem auch sei, wer so argumentiert wie die Medienanstalten, hat eigentlich alle Hände voll zu tun und muss, um konsequent zu sein, sorgsam prüfen, wo überall noch die gleiche Entrüstung (und Verbotsüberlegungen) angebracht wären. Boxkämpfer, Pornodarsteller, Politiker, die Kindern den Kopf tätscheln – die Medienwächter hätten sicher viel Stoff zum Nachdenken.

Was im Falle des *Big Brother*-Hauses zu verstärktem Unmut geführt hat, ist freilich der Eindruck, dass die Bewohner durch permanente Überwachung und besondere Inszenierung systematisch zu Objekten in einem Dauereperiment degradiert worden sind. Die Konstruktion der Sendung hat in der Tat etwas Demütigendes, auch wenn ihre Teilnehmer das nicht wahrhaben wollen. „Demütigende Gesten legen es fast immer darauf an, dem Opfer zu zeigen, dass es sein Schicksal nicht mehr in der Hand hat und der Gunst oder vielmehr der Brutalität seiner Peiniger wehrlos ausgeliefert ist.“ (Margalit 1997: S.144) Leib und Leben sind bei einem Format wie *Big Brother* zwar nicht in Gefahr (das kommt erst noch), die Grundlagen der Selbstachtung könnten es aber durchaus sein. Das hängt damit zusammen, dass das Schicksal der Teilnehmer durch die „Spielregeln“ ausdrücklich in die Hände der anderen Mitbewohner und der Zuschauer gelegt wurde. Die Teilnehmer mussten sich gegenseitig für den Rauswurf „nominieren“, wie es beschönigend hieß, und die Zuschauer konnten per Telefon abstimmen, wer rausfliegt.

Bevor man einwendet, dass das alles freiwillig geschah, sollte man die Perfidie des Verfahrens würdigen. Solidarität unter den Teilnehmern wird weitgehend blockiert, Kooperation zwar gefordert, doch unter Bedingungen scharfer Konkurrenz, Intrigen, gegenseitige Verdächtigungen, Heuchelei und strategische Freundschaften ließen sich geradezu heraufbeschwören. Da war es fast verwunderlich, wie vergleichsweise zivilisiert die Kandidaten alles in allem miteinander umgegangen sind. Das muss nicht allein der kalkulierten Einsicht geschuldet sein, dass ein Heraushebeln der anderen nicht eben die erstrebte Sympathie der Zuschauer einbringt. Vielleicht können Konkurrenz- und Leistungsprinzipien die menschlichen Tugenden eines sozialen Umgangs nie völlig verdrängen. Diese Hoffnung sollte man sich bewahren, denn schließlich hat die Serie nur im Kleinen nachgebildet, was in der Gesellschaft im Ganzen gefordert wird: sich gegenüber seiner Umwelt zu behaupten, andere zu überrunden und dabei möglichst noch freundlich und umgänglich aufzutreten. *Big Brother* ist überall, und wer das pervers findet, sollte mit seiner Kritik weniger an der Fernsehserie ansetzen als an den Prinzipien des wirklichen Lebens. Selbstdarstellung und Inszenierung der eigenen Person lernt jeder Hauptschüler im Bewerbungstraining. Und im Vergleich zu Umgangsformen in den Chefetagen von Politik und Wirtschaft wirkte *Big Brother* bisweilen wie ein harmoniesüchtiges Hippie-Revival.

Der demütigende Charakter der Sendung ist andererseits ihrer verschleierte Künstlichkeit geschuldet. Es geht um die Macht einer Produktion, die die Kandidaten mit gestellten Aufgaben, Kameraführung und Bildauswahl nach Belieben in Szene setzen konnte und doch suggerierte, sie zeige das wahre Leben roh und unbehandelt. Die Kriterien, nach denen die Redaktion sich aus dem Material bediente, konnten die Teilnehmer nur erraten. Wonach sich die Entscheidungen der Zuschauer richteten, ist noch weniger transparent. Wer beim Publikum nicht „ankommt“, weiß nicht recht, woran das liegt. Menschen haben sich seit jeher in ganz unterschiedlichen Wettbewerben den Urteilen einer mehr oder weniger kompetenten Jury ausgesetzt. Ob die originellste Wette bei *Wetten dass...* das beste Gedicht für ein Literaturfestival oder der reizvollste Körper im nassen T-Shirt – wer sich wofür hergibt und womöglich zum Trottel macht, sollte jeder und jede am besten selbst bestimmen. Bei *Big Brother* wurde insofern ein neues „Niveau“ erreicht, weil es schien, als stünden hier Menschen in ihrer gesamten Persönlichkeit zur Bewertung. Sympathien und Antipathien – dies sind wohl die ebenso diffusen wie totalen Maßstäbe, die an die Kandidaten angelegt wurden. Schläge unter die Gürtellinie lagen da allzu nahe. Tatsächlich hatten zum Beispiel etliche Zuschauer in der Kandidatin Manuela schnell ein erstes „Opfer“ gefunden, den Wohncontainer mit „Manu raus!“-Rufen beschallt (sie dadurch zum öffentlichen Heulen getrieben) und das Internet derart impertinent mit sprachlichen Attacks verstopft, dass sich die Produzenten in einer öffentlichen Stellungnahme dagegen verwahren und für positiven Gegenwind sorgen mussten. Aber muss man – wenn man nicht sogar Hämie empfindet – mehr aufbringen als Mitleid mit dieser Manuela, die ihren misslungenen Auftritt als Erfolg rationalisiert, frei nach dem Motto *Any news is good news*? Es wirkt lächerlich, wenn Politiker eine Jurastudentin (!) vor sich selbst schützen wollen, weil sie die destruktive Fantasie der Zuschauer nicht einzuschätzen vermag. Das sind mitunter die gleichen Politiker, die Sechzehnjährige ohne Zögern an die Wahlurnen lassen wollen (wofür gute Argumente sprechen mögen, aber das ist hier nicht der Punkt).

In einer Serie wie *Big Brother* werden die Teilnehmer der tendenziell demütigenden Willkür anderer unterworfen. Dennoch geben sie die Kontrolle über sich keineswegs vollständig ab. Für sie ist es eine Ausnahmesituation, in der sie weiterhin Raum haben, selbst zu bestimmen, was an die Öffentlichkeit dringt und was nicht. Niemand war gezwungen, im *Big Brother*-Haus eigene Liebschaften, Elternkonflikte, Abtreibungen oder andere sensible Aspekte der persönlichen Biografie offenzulegen und darüber Rechenschaft abzulegen. Es ist natürlich unmöglich, sich über 100 Tage 24 Stunden am Tag völlig zu verstellen. Die Rolle, hinter der sich Schauspieler mehr oder weniger verbergen, steht nur noch eingeschränkt zur Verfügung. Aber deshalb müssen noch lange nicht sämtliche Hüllen fallen – sehen wir einmal von der Kleidung ab (in der Hinsicht ist heute allerdings jedes Cover einer TV-Zeitschrift stärker an der Ausschachtung von Körpern beteiligt als *Big Brother*). Einige Bewohner von *Big Brother* haben dem Kandidaten Jürgen einmal vor-

geworfen, zu wenig über sein Privatleben zu erzählen. Er antwortete, es sei seine Sache, was er unter den speziellen Umständen preisgebe. Seiner Beliebtheit beim Publikum hat diese, wenn auch nur relative, Zurückhaltung keinen Abbruch getan.

Die Zustimmung der Kandidaten zur Sendung ist für die Produzenten von *reality soaps* das stärkste Argument. Man darf jedoch nicht zulassen, dass das Argument missbraucht wird, so dass am Ende alles legitim scheint, wann immer sich Menschen finden, die mitmachen. Damit Shows akzeptabel bleiben, ist die Zustimmung der Teilnehmer nur eine notwendige, nicht immer eine hinreichende Bedingung, und keineswegs mit Freiwilligkeit und Freiheit gleichzusetzen. Stellen wir uns vor, eine Produktionsfirma käme auf die Idee, rund um die Uhr das Leben von Gefängnisinsassen zu filmen. Der Knast ist privatisiert und seine Leitung stimmt dem Vorhaben gegen Bezahlung gerne zu. Die Gefangenen willigen zwar nicht in die Übertragung ein, doch niemand schert sich darum. Vielleicht werden sie auch gar nicht erst über die Aufnahmen informiert. Allen dürfte klar sein, dass solche Szenarien niemals Wirklichkeit werden dürfen. Aber weiter: Wie sieht es aus, wenn die Häftlinge doch selber einwilligen, weil ihnen die Medienfirma einen Swimmingpool verspricht? Ließe es sich nicht sogar einrichten, dass die Zuschauer den Häftling, den sie besonders nett und liebenswürdig finden, mit der Freiheit belohnen? Wahrscheinlich würden sich die meisten Insassen nun darum reißen, bei der Sendung mitzumachen. – Libertäre Philosophen haben behauptet, niemand dürfe daran gehindert werden, sich freiwillig als Sklave eines anderen zu verdingen. Sie haben übersehen, dass diese Akzeptanz erst für die Bedingungen sorgt, unter denen Menschen sich tatsächlich restlos verkaufen würden. Freiwilligkeit nimmt einen ganz anderen Stellenwert ein, je nachdem wie fair die Bedingungen sind, unter denen sich Menschen entscheiden (müssen). „[A]n action is voluntary in one sense, but it may not be voluntary in another. It may be voluntary in the sense of rational: doing the rational thing in the circumstances even when these involve unfair conditions; or an action may be voluntary in the sense of reasonable: doing the rational thing when all the surrounding conditions are also fair.“ (Rawls 1999: S.162) Deshalb muss man immer wieder neu darüber diskutieren, ob Grenzen der Fairness überschritten, Menschen in Notsituationen ausgebeutet oder mit großen Versprechungen zu unhaltbar unwürdigen und demütigenden Aktionen verführt werden. Es würden sich bestimmt Leute finden, die sich in Aussicht auf einen großen Gewinn sogar zum Russisch-Roulette hinreißen ließen. Anders als bei *Big Brother* können sie, wenn sie erst einmal den Abzug gedrückt haben, allerdings nicht mehr aussteigen. Der Spaß mit der Freiheit hat seine Grenzen, auch wenn sie mit *Big Brother* noch nicht erreicht sein mögen. Die Grenzen dienen nicht nur dem Schutz der Menschen, die sich vermeintlich freiwillig in perverse Lagen versetzen lassen. Sie dienen dem Schutz aller. Wer einen festgesetzten Mindestlohn unterbietet, schadet sich nicht unbedingt selbst, jedenfalls nicht kurzfristig (denn auf diese Weise hat er den Arbeitsplatz überhaupt ergattert). Den Schaden trägt die Allgemeinheit, weil Standards verletzt und brüchig werden, die dazu da sind, alle zu schützen.

Die Freiheit der Zuschauer von Big Brother

Wenn Menschen den Ausschaltknopf ihres Fernsehgerätes nicht finden, ist das ebenfalls nicht allein ihre Sache. Nicht alles, was vielen gefällt, darf zugelassen werden. Das muss jedem einleuchten, der einmal über die schlimmsten Verbrechen der Menschheit nachgedacht hat. Deshalb ist es unerträglich, wenn immer wieder die Freiheit des Medienkonsumenten wie eine argumentative Allzweckwaffe gezückt wird, wenn es jemand wagt, eine mediale Sauerei anzuklagen. Das gesagt, gibt es gleichwohl wenig Anlass, die Zuschauer von *Big Brother* allesamt als voyeuristische Menschenschänder zu verunglimpfen. Man muss nüchtern konstatieren, dass sich die Vorstellungen von Unterhaltung gewandelt und ausdifferenziert haben. Kritiker begehen immer wieder den Fehler, eine in weiten Teilen ironische Spaßkultur viel zu ernst zu nehmen. Die Kinder der Erlebnisgesellschaft sind nicht immer leicht zu verstehen. Sie finden zum Beispiel Schlager lustig, gerade weil sie Schlager hassen. Oder sie verbreiten Vorurteile, ohne sie selbst zu haben. Parodie und Authentizität, Satire und Ernst – wer sich gerade wo in welchem Zustand befindet, lässt sich nicht immer genau angeben, und es ist für die Beteiligten auch belanglos, solange das *Happening* stimmt.

Weil die meisten *Happenings* wie *Big Brother* medial konstruiert sind, darf man es sich mit der Freiheit der Zuschauer natürlich nicht zu einfach machen. Das hängt nicht nur damit zusammen, dass die Medien (wenn auch in schwer nachweisbarer Form) an der gesellschaftlichen Produktion von Werten, Bedürfnissen und Vorlieben beteiligt sind, wie widerspenstig, eigensinnig und kreativ sich ihre Konsumenten auch erweisen mögen. Es hat auch damit zu tun, dass das Ignorieren eines Massenspektakels schwer möglich und jedenfalls mit einigen sozialen Kosten verbunden ist, die gern übersehen werden. Auch das Abschalten und Ignorieren eines Medienereignisses stellt im Grunde eine Aktivität dar, die unter Umständen viel Kraft erfordert. Und selbst wer das schafft, bleibt nicht unberührt, denn er muss in einer Welt leben, in der sich andere begeistert Dingen zuwenden, die möglicherweise seine Abscheu finden. Eine mediale Verschmutzung der sozialen Umwelt trifft am Ende alle. Wer keine Autos mag und lieber mit dem Fahrrad oder zu Fuß unterwegs ist, wird trotzdem von anderen Autofahrern belästigt – von Tankstellen, Autobahnen, Gesprächen unter Freunden über Benzinpreise und Bremsschläuche. Früher oder später legen dem Abstinente womöglich berufliche Gründe nahe, selbst einen Führerschein zu machen.

Big Brother zu entrinnen, war nicht leicht. Wenige Bürger dürften von dem Wirbel um die Sendung unberührt geblieben sein. Das gut geplante Spektakel hat wieder einmal die populäre These von einer kulturellen und medialen Fragmentierung in Frage gestellt. Presse und Rundfunk – und zwar nicht nur der Boulevard – verbreiteten den aktuellen Klatsch, und in der Kneipe, auf dem Schulhof und in der Kantine führten die Fans „Fachgespräche“ (und klärten Unbedarfte auf). *Big Brother* war plötzlich überall. Wer ahnungslos ein Fußballspiel schaute,

sah Plakate, die den Serienhelden Zlatko als Bundestrainer forderten. Die Maschinerie der Bewusstseinsindustrie funktionierte offenbar reibungslos. *Big Brother* promoten und dabei selber absahnen – nach diesem Motto haben sich *Bravo* und Harald Schmidt, die Hip Hopper der „3. Generation“, Stefan Raab, *Viva, Bild* und viele andere kurzerhand für den *hype* mobilisieren lassen. Wer im Klassenzimmer mitreden wollte, kam an *Big Brother* kaum vorbei. Am Ende hatten auch Lehrer keine andere Wahl, als sich auf den Stand der *kids* zu bringen. – Sicher gibt es immer noch Menschen, die es schaffen, ganz ohne Fernseher zu leben (vgl. Sicking 1998) und konsequent den Versuchungen des Banalen zu widerstehen. So weit braucht man gar nicht zu gehen. Aber die Freiheit des Abschaltens zu kultivieren, ist eine echte Herausforderung für die Mediengesellschaft. Diese Herausforderung stellt sich nicht nur jedem einzelnen, sondern sie ist eine politische Gemeinschaftsaufgabe und alles andere als ein Freibrief für profitthungrige Medienunternehmen.

Literatur

- ALM (Arbeitsgemeinschaft der Landesmedienanstalten): Medienregulierung und Programmaufsicht im privaten Fernsehen. Ein Positionspapier der Landesmedienanstalten im Kontext der Diskussion über „Big Brother“. Hamburg, 28. März 2000.
- Avishai Margalit: Politik der Würde. Über Achtung und Verachtung. Berlin: Alexander Fest Verlag 1997.
- John Rawls: „The Idea of Public Reason Revisited“, in: *The Law of Peoples*. Cambridge: Harvard University Press 1999, S.129-180.
- Peter Sicking: Leben ohne Fernsehen. Eine qualitative Nichtfernseherstudie. Wiesbaden: Deutscher Universitäts-Verlag 1998.